



**Mache Deine Seele frei!**

Roman von **Erich Ebenstein.**  
(Ständchen verboten.)

1. Kapitel.

**Tante Lott'** gab ihren wöchentlichen Familienkaffee. Neben ihr saß — rechts natürlich — Onkel Peter, der Stolz der Familie Wendel. Landrat im Ruhestand, steif, hochnasig und klaischhaft wie ein altes Weib.

Er hatte schmale Lippen und eine spitze Nase, die, wenn ihn etwas intensiv beschäftigte, stets die Neunbahn für ein mit komischem Eifer betriebenes Augenpiel abgab.

Sein Bruder Heinrich, der Schuldirektor, Tante Lott's Mann, sah ihn sehr ähnlich, nur daß in seinen Zügen weniger der Hochmut vorherrschte, als eine gallige Berägrtheit, die er einer vierzigjährigen Lehrtätigkeit verdankte.

Nun saß auch er im Ruhestand, lebte wie sein Bruder mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes, schalt täglich beim Tarock im Café auf die böse Neuzeit, deren umstürzlerischer Geist allerorten Zucht und Ordnung lockere, und war daheim seiner Frau gegenüber ein sehr zahmer, wohl-erzogener Gemann.

Der Landrat war Junggefelte, Schuldirektors hatten einen einzigen Sohn namens Albrecht, der gegenwärtig in Wien als junger Lehrer an einem Gymnasium wirkte.

Wenn Tante Lott' nicht von Dienstboten oder Kochrezepten sprach, so war Albrecht ihr ständiges Thema zum heimlichen Aetzer ihrer Schwester Sophie Kemschmied, die jedes Lob für Albrecht als Raub an ihrer einzigen Tochter Karla betrachtete.

Denn Karla war in ihrer Art auch ein „Stolz der Familie“. Süßlich, wohlherzogen, sparsam und häuslich, hatte sie ihre Aussteuer bereits fix und fertig im Kasten liegen und bejaß zwei ernsthafte Bewerber dazu.

Beide gute Partien und streng solid. Der eine war Lehrer, der andere Ingenieur beim Stadtbauamt. Man wußte noch nicht recht, welchen Bewerber man bevorzugen sollte.

Lott' und Sophie Bergmann waren einst die Schönheiten der Stadt Schloßstadt gewesen, und man nannte sie mit ihrer etwas jüngeren Freundin Eveline Wendel zusammen nur die „drei Grazien“.

Lott' hatte zuerst geheiratet und zwar den jüngeren Bruder der schönen Eveline, die ihre Freundin gewesen war. Dann kam Sophie dran,

welche die Gattin des Stadtarztes Kemschmied wurde und nun als Witwe mit Karla von der Pension und den Zinsen ihres Vermögens lebte.

Ueber den Namen Eveline hatte die Familie den Schleier christlicher Nächstenliebe gebreitet. Man nannte ihn nie mehr, seit sie die törichte Heirat mit einem „Künstler“ namens Maifott geschlossen hatte.

Nun war sie lange tot, und ihr einziges Kind, Serena, wurde im Hause des Schuldirektors von Tante Lott' erzogen.

„Das Glück der schönen Eveline Wendel, die so fröhlich und strahlend mit ihrem Maler nach München gezogen war, hatte nur sechs Jahre

Partie war, ging es immer sehr nüchtern und gemessen zu.

Aber sonst —! Ganze Märchenstücke erdachten und führten sie auf. Serena war dann eine Fee oder Königstochter oder Zauberin, aber immer etwas sehr Vornehmes, und Albrecht der Prinz, welcher sie erlöste oder beschützte.

Nun war er aber schon 2 Jahre in Wien und studierte auf die Staatsprüfung und sollte nächstens angestellt werden.

Serena Maifott aber saß in Schloßstadt wie ein Paradiesvögelchen unter Spagen und wurde immer stiller und verträumter.

Niemand als die alte Gret, die schon bei des Schuldirektors Eltern gedient hatte, sprach manchmal mit ihr von ihrer Mutter. Als sie noch klein gewesen, hatte sie oft ungeduldig gefragt: „Und der Papa? Wo ist denn mein Papa?“

Denn ihr war die dunkle Erinnerung an einen schönen, blonden Mann geblieben, der sie oft gehezt, und mit dessen langem Bart sie gespielt hatte, wenn er in einem hellen, großen Raum an einer Staffelei geessen.

„Nach tot. Und frag' nicht so viel!“ war Tante Lott's Antwort gewesen. Nicht einmal die alte Gret wußte mehr darüber, als daß er eben „tot“ war, der Papa.

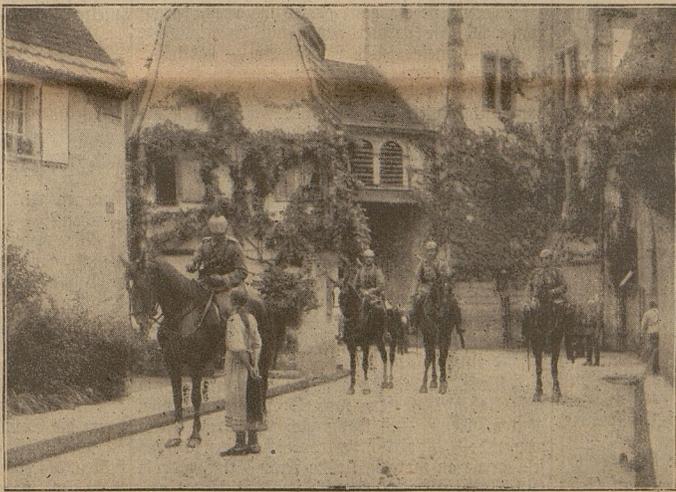
Nun fragte Serena längst nicht mehr. Sie half Tante Lott' im Winter Kleider und Wäsche nähen, im Sommer Früchte einmachen und griff überall gehorsam zu, wo es verlangt wurde.

Und es wurde beständig verlangt. Zum Träumen blieb wenig Zeit, obwohl Serena gerade dies am liebsten tat. Am besten ging es noch, wenn wie heute Familientafel war, wo niemand auf Serena achtete, sobald sie ihre Pflicht als „Hausstochter“ erfüllt hatte.

Da saß sie in ihrem lichten Waschkleid, die dunklen, großen Augen in den Schoß gerichtet, das feine, blasse Gesichtchen mit dem lichten, lockigen, sich immer so widerpenntig fränselnden Haar gefenkt, und alle glaubten, sie höre aufmerksam zu, während ihre Gedanken doch weiß Gott wohin spazieren gingen.

„Petroleum ist sehr gut für die Wäsche, es nimmt allen Schmutz.“ sagte Tante Sophie eben, „und dann macht es so weiß.“

„Liebe Sophie, ich kann Dich versichern, Leinwand ist besser. Probier's nur mal! Meine Wäsche — ich kann das ohne Ueberhebung sagen,



Eine deutsche Kavalleriepatrouille in den Vogesen erkundigt sich nach dem Wege.

gewährt. Dann nahm es ein jähes Ende, und Tante Lott' holte die kleine Serena nach Schloßstadt zurück. Dort wurde sie mit Albrecht erzogen in dem guten Geist strenger Zucht und Ordnung, „der gottlos in meiner und meines Mannes Familie stets eine Heimstatt hatte“, wie Tante Lott' bei jeder Gelegenheit betonte.

Serena war immer ein scheues, verträumtes Kind gewesen, das nur manchmal auftauchte, wenn kein Onkel und keine Tante in der Nähe waren.

Nur Albrecht, mit dem sie an besonders begnadeten Tagen im Sommer durch den nahen Buchenwald streifen durfte, kannte ihr frohes Lachen und wußte, wie sonnig ihre dunklen Augen strahlen konnten.

Und das blieb wie auf Verabredung ein Geheimnis zwischen ihnen. Nicht einmal Cousine Karla wußte es, denn wenn sie mit von der

ist berühmt wegen ihrer Weize. Selbst die Gret, die sonst alles besser wissen will, gibt zu, daß unsere Wäsche die schönste auf dem Reichplatz ist." Tante Lott' geriet ganz in Eifer.

"Nun, was meint Du, Karla — versuchen wir's bei den neuen Hemden?"

"Ja, Mama."

"Ich dachte, Karla hätte schon alles fertig," lächelte Tante Lott', "aber da kommt immer noch was nach."

"Nun ist's Schluß. Nun brauchen wir bloß noch zu überlegen, wer —," lachte Karla.

Serena hörte nichts von diesen interessanten Gesprächen. Sie dachte an das Buch, das sie gestern heimlich aus Albrechts zurückgelassener Bibliothek an sich genommen und nachts bei einem Kerzenstümpfchen gelesen hatte. So ein wunderliches Buch! Von einer Frau geschrieben, mit dem sonderbaren Titel „Mache Deine Seele frei!"

„Mache Deine Seele frei!" Wie man das wohl anfangen könnte, wenn man zwischen den Familien Wendel und Bergmann aufgewachsen war?

Die Verfasserin jagte so viel — nur daß Serena die Sache nicht so recht klar werden konnte. Man habe „Pflichten gegen sich selbst" — „Rechte" —

„In diesem Hause haben nur ich und der Onkel Rechte — Du aber hast die Pflicht der Dankbarkeit, verstanden?" Das war Tante Lott's Antwort gewesen damals, als Serena den ersten und einzigen Versuch machte, sich aufzulehnen, indem sie behauptete, es sei doch ihr gutes Recht, wenigstens an Sonntagnachmittagen zu tun, was ihr beliebe. Und sie lebe viel lieber unten im Obstgarten, als mit Karla und Tante Sophie auf die Promenade zu gehen.

Seidem hatte sie nie mehr gewagt, von „Rechten" zu sprechen. Sie lächelte melancholisch für sich hin.

„Mache Deine Seele frei!" Ach ja, es klang nach etwas, nur —

„Serena, woran denkst Du eigentlich wieder?" fragte Tante Lott' und wandte ihr strenges Gesicht mit den blanken, dunklen Beerenaugen mißbilligend nach der blonden Nichte.

Serena war „leider" blond, während sonst alle in der Familie schlichtes braunes Haar hatten. Schon dieses Ausberaterschlagene fand Tante Lott' revolutionär.

„Hast Du nicht gehört, daß Tante Sophie Dich nach dem neuen Kapfuchenezept fragte?"

Serena fuhr erschrocken auf und wurde tiefrot.

„Ich — verzeihe, Tante Sophie —"

Ein schrilles Klingeln erhob Serena der Antwort. Sie erhob sich rasch, um zu öffnen, denn Gret war, nachdem sie den Kaffee gekocht hatte, in die Waschküche gegangen, um Wäsche einzuwässern für morgen.

Warmes Lachen draußen, eine helle Stimme. Die drinnen sahen sich verwundert an.

Frau Erler! Was will denn die hier?

Im nächsten Augenblick trat Frau Rosa Erler ein und wurde von Tante Lott' auf das wärmste begrüßt. Sie war klein und mollig, mit fröhlichen Augen, in welchen aber manchmal ein kalter, falscher Schimmer aufblitzte.

„Ach, liebste Frau Direktor, seien Sie mir doch nicht böse, daß ich da in Ihren Familienkreis so hineingeplatzt komme — ich geh' auch gleich wieder. Nur eine Bitte hab' ich, die müssen Sie mir erfüllen. Nämlich, die Sache ist diese. Meine Tante — Tante Mumm, die das große Landgut draußen in Rinnebach hat — Sie wissen?"

„Natürlich. Wer wird denn die reiche Frau Mumm nicht kennen! Sie ist doch hoffentlich wohltauf?"

„Gottlob ja. Und sie hat mich eingeladen, mit Richard morgen für den ganzen Tag — Montag ist er immer frei. Und Tante Mumm schießt uns den Wagen. Und sie möchte — ich hab' ihr nämlich schon viel von Ihrer Nichte erzählt — da möchte sie Serena kennen lernen. Darum — Sie haben

doch nichts dagegen, liebe Frau Direktor, wenn ich mir Serena für den morgigen Tag ausbitte?"

Aller Augen waren auf Serena gerichtet, die ganz erschrocken dreinblickte und nicht das mindeste begriff. Einmal wenigstens, warum man sie auf einmal mit einer gewissen Hochachtung anstarrte.

Da jagte Tante Lott' mit feierlichem Ernst: „Liebe Serena, bitte, sieh doch mal in der Waschküche nach, ob Gret ihre Sache ordentlich macht. Du weißt, sie nimmt immer zu viel Seife und zu wenig Wasser —"

Serena war froh, hinaus zu dürfen. Zur Waschküche mußte man durch den Obstgarten, und da blühten jetzt die Apfelbäume über glänzend-grünem Rasen. Und der Frühling wehte seinen lauen Atem vom Fluß herüber, und die Weilchen krabbelten mit köstlichem Duft an Hecken und Wegen empor.

Natürlich wäre es schön gewesen morgen. Aber natürlich konnte nichts werden daraus, denn es war ja Wochtag.

Drinnen im Wohnzimmer saß Tante Lott' ferkengerade und heftete ihre blanken Augen ernst auf Frau Erler.

„So — nun sind wir allein, meine Liebe. Nun können Sie offen sagen, warum Sie Serena mit Ihrer Tante bekannt machen wollen."

Frau Erler lachte, wie immer, wenn sie ein bißchen verlegen war. Und dann zwang sie sich plötzlich zum Ernst.

„Ja, liebe Frau Direktor — das müßten Sie eigentlich schon wissen — Richard — Sie werden's doch gemerkt haben, daß er sich für Serena interessiert?"

„Mein."

„Ganz toll ist er — ich meine — in allen Ehren natürlich. Und wenn Tante Mumm Gefallen an ihr findet, und Serena meinen Jungen mag —"

„Serena ist ein ganz armes Mädchen, darauf mache ich Sie aufmerksam, Frau Erler. Ihre Mutter — meine seltsame Schwägerin — hat leider ihr ganzes Vermögen vererbt —"

„Ich weiß — ich weiß ja alles. Und Richard auch. Das spielt ja keine Rolle. Richard ist als Zeichenprofessor am Gymnasium fix angestellt — pensionsfähig, und außerdem wird er einmal Tante Mumm's Erbe sein. Serena wäre auf jeden Fall versorgt."

„Und glänzend," nickte der Landrat, immer heftiger seine Nasenspitze juchend.

„Das heißt, wenn sie Tante Mumm paßt!" warf der Schuldirektor ein.

„Und wenn ihr der Professor gefällt!" jagte Karla etwas vorlaut.

Tante Sophie lachte spöttisch, und Tante Lott' machte eine großartige Handbewegung.

„Liebe Karla, Du redest manchmal wirklich recht kindisch! Serena kann Gott auf den Knien danken, wenn —" dann sah sie zu Frau Erler wendend: „Natürlich vertraue ich Ihnen Serena sehr gerne an morgen, liebste Frau Erler, obwohl wir Wochtag haben und ich sie recht schwer entbehren werde. Soll ich Serena andeuten?"

„Bitte nein. Richard wünscht, daß sie ganz unbeeinflusst bleibt. Und schließlich müssen wir ja doch auch Tante Mumm's Entscheidung erst abwarten. Ich zweifle ja nicht — Serena ist ein so reizendes Geschöpf, dabei so süßam, bescheiden und häuslich —"

„Man hat sich alle Mühe mit ihrer Erziehung gegeben. Zweifelloos wird sie eine tüchtige Hausfrau werden."

„Natürlich. Das eben zieht Richard so zu ihr: daß sie vom guten alten Schlag ist, kein modernes Mädchen mit Emanzipationsgelüsten."

Tante Lott' warf einen ziemlich stolzen Blick in der Runde herum.

„Dafür ist allerdings kein Boden in unserer Familie!"

„Serena, Du wirst morgen mit Frau Erler nach Rinnebach zu Frau Mumm fahren," jagte Tante Lott' an diesem Abend zu ihrer Nichte.

„Zieh Dein weißes Konfirmationskleid an und nimm die blauen Schleifen dazu. Und mach uns Ehre! Immer bescheiden und aufmerksam — hörst Du?"

Serena war sprachlos. Morgen? Trotz des Wochtages? Was —?

Und plötzlich fuhr's ihr heiß durch den Leib in jähem Schreck. Richard — der junge Professor, der ihr nun schon zweimal Weilchen gebracht hatte — wenn der —? Eine große Verwirrung packte sie. Mein Gott, wenn wirklich — dann könnte sie ja auch hoffen, mal frei zu werden. Da heraus zu kommen aus dem muffigen Haus. In die Weite. „Mache Deine Seele frei!" War es das? Karla hatte einmal geigelt: „Wir Mädchen müssen uns eben ducken — aber wenn wir Frauen sind, dann werden wir frei. Dann können wir tun und lassen, was wir wollen."

Karla war so klug. Und Richard Erler — der hatte so gute, blaue Augen! Es durchfuhr Serena jedesmal, wenn er sie ansah.

Oh Gott — oh Gott — wenn es das wäre? In dieser Nacht schlief Serena nicht, trotzdem sie todmüde war.

Und am nächsten Tage fuhr sie mit Erler's zu Tante Mumm.

## 2. Kapitel.

Serena sollte die Wäsche im Garten abnehmen. Aber sie stand und träumte mit offenen Augen hinaus in den blauen Frühlingstag. Sinter der Hecke rauschte der Fluß, seine blitzenden Silberwellen flimmerten durch das junge Gezweig. Drüben am andern Ufer lag es wie feine, grüne Schleier über den silbergrünen Buchenstämmen.

Gott, was war so ein Frühling schön! Die Wiesen so bunt, die Erde so braun und duftend und darunter ein Rauhsen und Klingen von heimlichen Wässern, die um lebendig gewordene Wurzeln spielten.

Der Wind blähte die Wäsche wie große Segel auf, und Wolken zogen mit goldenen Rändern gleich mächtigen Schiffen über den Himmel.

„Serena ist im Garten, lieber Professor," jagte Tante Lott's Stimme oben am Haus, „gehen Sie nur zu ihr hinunter. Ich komme nachher schon auch, muß nur erst mal die Hühner füttern."

Serena hörte es, stand und rührte sich nicht. Kam es wirklich zu ihr — das Glück — die Freiheit?

Sie wagte nicht zu atmen. Ihre schlaffe Gestalt, ganz Knospe noch, schauerte im Frühlingswind wie die Birken dort oben am Hügel.

Dann hörte sie wie im Traum eine bekannte Stimme, tief und ernst, fast ohne Klang vor Erregung. Die blauen guten Augen sahen sie an, das braune Haar über der Stirn des Sprechers flatterte auf und nieder im Luftzug. Es war weich gelockt mit einem goldenen Schimmer darüber, wenn die Sonne es traf.

Wie blaß er war! Die feinen Nasenflügel bebten, die schöngeschnittenen Lippen, vom dunkeln Bart fast ganz verdeckt, formten nur müßsam Worte.

Serena wurde plötzlich bang.

Ging's denn uns Sterben? Nein — Leben — Leben! Er fragte doch. Warum war er so feierlich? Warum nahm er sie nicht lieber lachend in die Arme?

„Liebe Serena, warum antworten Sie nicht? Wollen Sie meine Frau nicht werden?"

„Ja — ja — ja!" rief sie hastig heraus.

Er drückte krampfhaft ihre beiden Hände und küßte sie mehrmals heiß. Mehr wagte er nicht. Dann standen sie beide stumm auf dem glänzenden Rasen und sahen sich bekümmert in die Augen.

Der Wind trieb große Wolkenberge vor die Sonne, daß es plötzlich wie düstere Schatten über den Garten glitt. Serena krümelte.

Eigentlich —? Eigentlich hatte sie sich ihre Verlobung anders gedacht.

Tante Lott' strahlte vor Stolz und Genug-tuung. Sie telegraphierte an Albrecht und gab

ein großes Verlobungsdiener, zu dem auch die Tante Mumm kam, Sie war ein kleines, ver-  
hugeltes Frauchen in altmodischen Kleidern, das  
sich schier verlor in ihrer prächtigen Kutische.

Sie litt an der Gicht, als kein Fleisch und trank  
nur Franzensbader Natakquelle. Aber sie war  
trotzdem guter Dinge und ärgerte sich nur über die  
wohlherzogene Kühe des Brautpaares. Gleich  
nach dem Diener nahm sie Richard beiseite.

„Du — ein Frosch biste! Warum küßt Du  
das Mädel nicht mal herzlich ab? Wir sind doch  
unter uns — da hättest den seligen Mumm mal  
sehen sollen, wo der nur konnte — na, ich sag's ja  
immer: die Zeit heute und die Menschen — wenn  
ich's bloß verstehen könnte! Mein von Pappe seid  
Ihr alle!“

Richard seufzte und schielte nach den Tanten  
und Onkeln — was die wohl jagen würden —  
und Serena blickte auch immer so veronnen vor  
sich hin. — Nein, er wagte es nicht.

Wie im Traum vergingen Serena die nächsten  
Wochen. Man arbeitete bis in die Nacht hinein  
an der Aussteuer, fuhr manchmal nach Rinnbach  
zu Tante Mumm, mietete die Wohnung in dem  
neuen Hause, das Onkel Gustav, Tante Lott's  
Bruder, kürzlich gekauft hatte — es lag so nahe an  
Richard's Ohmstadt, und die Wohnung war ent-  
zückend: drei Stuben, Küche, Dienerszimmer —  
und kaufte die Möbel ein.

Tante Lott' suchte sie aus, und Tante Mumm  
besahnte sie — es war ihr Hochzeitsgeldchen.

Täglich am Abend kam Richard. Er durfte  
auch die Einkäufe mitmachen und die Fahrten nach  
Rinnbach. Aber immer war Tante Lott' an  
Serenas Seite. Nicht einen Augenblick ließ sie die  
beiden allein.

Denn das gehörte sich so.

Albrecht hatte Serena kurz und höflich gra-  
tuliert. Der Mutter schrieb er, er könne zur  
Hochzeit am dritten Mai nicht kommen, da er an  
diesem Tage vermutlich die Staatsprüfung habe.

Es war etwas, das Serena in seinem Brief be-  
freudete. Kein Mensch war je so gut mit ihr ge-  
wesen wie Albrecht, und nun schrieb er so kühl.  
Nicht ein liebes, warmes Wort.

Und gerade jetzt hätte er ihr so wohl getan.  
Sie war manchmal krank vor Sehnsucht danach,  
obwohl sie ja alle gut zu ihr waren. Aber —

Zwei Tage vor der Hochzeit war Serena allein  
zu Hause. Tante Lott' und ihr Mann waren mit  
dem Bräutigam und seiner Mutter in der neuen  
Wohnung, um dort die letzten Aus schmückungen  
vorzunehmen. Serena sollte damit überhastet  
werden. Nachher wollten sie im Restaurant essen.  
Es dämmerte schon.

Die Gret richtete eben das kalte Abendbrot für  
sich und Serena zurecht. Da kam Serena in die  
Küche geschlichen, setzte sich auf den Holzschmel  
zwischen Herd und Wasserschiff und sagte, die  
Ellenbogen auf die Knie stützend, ganz kläglich:

„Darf ich bei Dir bleiben, Gret? Ich bange  
mich so sehr allein in der Stube drin —“

Gret riß die Augen groß auf.

„Du bangst Dich, Kind?“ Sie duzten ein-  
ander immer, wenn sie allein waren und Tante  
Lott' es nicht hören konnte. „Ja, wie denn?  
Wobor?“

„Ich weiß nicht, Gret.“

„Na — na — aber —“ dann lachte die Alte  
quimütig, „na, das ist schon so 'vor eins heiratet.  
Bleib nur da! Kannst auch gleich essen, Kind —“

„Ich mag nichts, Gret. Nur — Gret, sei  
einmal lieb und erzähl' mir von meiner Mutter!“  
Wie ein Schrei kam's über die jungen blaffen  
Lippen. Gret fuhr ordentlich zusammen.

„Von — Deiner — Mutter —?“

Ja, Gret. Du hast sie gefannt. Du weißt,  
ob — Du mußt es wissen!“

„Was denn, Du närrisches Mädel?“

„Ob sie glücklich war, ehe sie Papa heiratete?  
Ganz glücklich? Und nachher auch — wie das war  
zwischen den beiden? Siehst Du, Gret, ich hab'  
ja keinen Menschen, mit dem ich reden könnte

dabon — nur Dich! Gret, sei gut — ja?  
Erzähle!“

Gret fuhr sich verwirrt über den grauen Scheitel.  
„Gott ja, Kind — warum sollt ich denn nicht?  
Ob sie glücklich war, die Clewine — Deine Mutter?  
Na, — das kann ich Dir schon sagen, Serena, einen  
glücklicheren Menschen hat's überhaupt noch nie  
gegeben auf Erden! Närrisch waren sie — beide.  
Das war ein Herzen und Küssen in allen Ecken,  
am Fluß unten und im Garten —“

„Wohnte Mutter denn auch hier in dem düstern  
Haus?“

„Versteht sich. Ist ja schon von altersher  
Wendelscher Besitz. Duster? Du, mein Gott —  
ja, düster ist's wohl. Aber weißt Du, Serena,  
wenn sich die Menschen nur recht lieb haben, dann  
wird's überall hell. Das jagte auch Deine Mutter  
immer — nämlich, nachdem sie Deinen Vater  
kennen gelernt hatte.“

„Wo lernte sie ihn denn kennen?“

„Ja, siehst Du, das war so eine schlimme Ge-  
schichte. Draußen am Fluß malte er, und da  
lernte sie ihn kennen, und keiner wußte drum, bis  
— na, bis sie eben schon einig waren miteinander  
und es selber sagten. Dann gab's ein großes  
Geschrei. Maler — Künstler — puh, das war ja  
fast ein Jagabund. Und die Clewine hätte so  
schöne Partien machen können! Gar ein Ritt-  
meister von den Ulanen, warb um sie! Dein Groß-  
vater und der Landrat — damals war er bloß  
Assessor — die jagten gleich, da draus könne nie  
etwas werden, und sie gäben's um keinen Preis  
zu. Aber Deine Mutter — so lauft sie sonst war —  
dabei ließ sie sich nicht unterkriegen. Wie eine  
Gerie schnellte sie auf — ich seh' sie noch vor mir  
mit dem todtblauen Gesichtchen und den groß auf-  
gerissenen Augen, die wie Kohlen glühten. Und  
hör' sie noch, wie sie ihnen zudröhte: „An dem  
Tag, da Ihr ihn mir nehmt, könnt Ihr mich unten  
aus dem Fluß ziehen, so wahr's einen Gott im  
Himmel gibt!“ Ordentlich kalt ist uns allen ge-  
worden.“

„So lieb hatte sie ihn?“

„Ja, Ganz wünnig. Und er sie gerade so.“

„Und dann, Gret?“

„Na, dann kriegte sie ihn eben und zog mit  
ihm nach München.“

„Und dann?“

Gret seufzte.

„Dann lebten sie sechs Jahre im siebenten  
Himmel, bis — bis der Tod sie trennte.“

„Woran starb denn Mama?“

„An — einer Lungenentzündung.“

„Und Papa?“

„Das weiß ich nicht, Kind. Sie reden ja nie  
von ihm. Gleich als Deine Mutter starb, reiste  
Tante Lott' nach München und brachte Dich mit  
her. Und sie sagte, Dein Vater wäre auch ge-  
storben, und Du seist nun eine Waise, die sie aus  
Barmherzigkeit aufziehen wolle, denn Geld hättest  
Du keines. Was Deiner Mutter Erbteil war,  
hätten die in München vertan — und sie wollte  
nie, daß von ihnen die Rede wäre.“

Serena starrte verloren vor sich hin.

„Närrisch waren sie. Das war ein Herzen und  
Küssen in allen Ecken —“ Und ins Wasser wollte  
sie lieber gehen als ihn lassen —

Wie das nur sein mochte, wenn man einen so  
närrisch lieb hatte?

Im nächsten Augenblick fuhren sie beide er-  
schrocken zusammen. Draußen im Fluß hatte es  
laut geklingelt.

„Neus!“ schrie die Gret. „Die werden doch  
nicht schon — sonst kann's doch niemand sein so  
spät —?“

Und sie lief hinaus, um zu öffnen.

Dann ein entzückter Schrei.

Serena — Serena — der Albrecht ist da!“

Da stand er schon in der Küchentür, ehe Serena  
sich von ihrem Schreck erholt hatte. Und er sah  
sie stumm an mit starrerndem Blick und war so  
weiß und mager im Gesicht wie nie zuvor und  
sagte herrlich zu Gret:

„Machen Sie mein Zimmer zurecht! Nur für  
diese Nacht. Morgen reise ich wieder ab.“

Serena war zitternd aufgestanden. Sie fand  
nur eine Erklärung für sein Kommen und sein  
Aussehen.

„Albrecht — lieber Albrecht, Du hast die  
Prüfung nicht bestanden?“

Er lachte hart auf.

„Bange Dich darum nicht. Natürlich hab' ich  
sie bestanden, gestern — mit Auszeichnung. Aber  
das ist Nebensache. Anderswo bin ich dafür  
durchgefallen —“

„Anderswo —?“ Serena wich vor seinem  
Blick zurück.

Er aber trat dicht an sie heran und stieß  
heftig heraus:

„Im Leben nämlich. Du hast wohl nicht  
gewußt, warum ich so drauf los studierte? Und  
selbständig werden wollte? Und daß ich allzeit  
nur eins vor Augen hatte — oh, Serena — warum  
hast Du mir das getan?“

„Ich?“ Serena deckte wie Eipentaub. Ich?  
Was denn, Albrecht?“

Sie faltete beschwörend die feinen, schmalen  
Hände und sah ihn mit großen, verängstigten  
Augen an, wie ein Kind, das Schelte fürchtet,  
ohne zu wissen wofür.

Ihr Anblick rührte ihn. Vebend strich er über  
ihr blondes Haar.

„Ich tu' Dir nichts, Serena. Hab' keine  
Angst! Bloß lieb hab' ich Dich. Lieb — wie —  
ein Narr! Hast Du das nie gemerkt?“ — „Oh,  
Albrecht —?“

„Na ja —“ er wandte sich ab und ging in der  
Küche auf und nieder, „das ist, weil sie einen  
immer dachten und drückten. Immer, überall.  
Nie reden oder tun lassen, was man will. Mutter  
wußt es ja. Aber sie nahm mir das Wort ab zu  
warten —“ er lachte höhnlich auf. „Und ich guter  
Sohn — ich hab' gewartet. Bis — Und jetzt —  
Serena, die Wahrheit: hat meine Mutter Dir  
nicht abgeredet?“

„Nein.“

„Natürlich!“ Er blieb wieder vor ihr stehen  
und sah ihr tief in die dunklen Augen. „Eines  
will ich wissen — drum bin ich gekommen, obwohl  
ich anfangs nicht wollte. Serena, liebst Du  
Deinen Bräutigam?“

Ein seltsames Gefühl wallte in Serena auf.  
Angst, Schmerz, Scham — Glück? Sie wurde  
nicht klar darüber und schwieg.

Albrecht wandte den Blick nicht von ihr.

„Weißt Du überhaupt, was Liebe ist?“

Sie schüttelte schwach den Kopf. Jetzt schämte  
sie sich wirklich. Sie war Braut und wußte nicht  
einmal ganz genau, was Liebe ist.

Er nahm ihre kühlen, schmalen Hände in seine  
febernden und preßte sie, ohne es zu wissen.

„Serena, und ich? Denk mal zurück, wie wir  
immer waren miteinander. Im Frühling draußen  
unter den Bäumen, wo wir Prinz und Prinzessin  
spielten oder Händel und Gretel — und später im  
Sommer — auf den Wiesen — Serena, weißt  
Du noch, wie ich Dir den Margeritenkranz aufsetzte  
und wir dann beide die Blättchen schupften: „Du  
liebst mich — von Herzen — mit Schmerzen —?“

„Ja, Albrecht. Das war schön damals vor zwei  
Jahren, als Du auf Ferien kamst —“

„Und dann zu Weihnachten. Serena, besinne  
Dich — ich schenkte Dir einen Ring —“

„Mit Bergkristalleinritz von Türkien. Ich trug  
ihn immer, Albrecht — sieh nur —“

Sie zog ihre Linke aus seiner Hand und zeigte  
ihm den Ring, neben dem nun der Diamant des  
Verlobungsringes funkelte.

Sein Blick wurde finster.

„Den hast Du dazu geklebt? Das duld' ich  
nicht. Gib mir den Ring zurück, Serena!“

Verwirrt streifte sie ihn ab und reichte ihm  
denselben.

„Weißt Du noch, was Du damals sagtest,  
Serena, als ich ihn Dir gab? Daß ich der liebste,

„Beste Mensch sei — und —“ er atmete schwer, „dann küßt dich!“

„Und Tante kam dazu und war sehr böse.“

„Aber Du — Du, Serena — was dachtest Du? Hast Du nichts empfunden dabei — gar nichts? War ich Dir nie mehr als ein Bruder, neben dem Du erzogen wurdest?“

„Ich — weiß — nicht —!“ stammelte Serena hilflos. „Oh, Albrecht — was willst Du nur?“

Er antwortete nicht, aber plötzlich riß er sie an seine Brust und küßte sie voll brennender Leidenschaft auf die blauen Wangen, das schimmernde Haar, den weißen Nacken.

„Dich will ich, Serena. Deine Liebe, die mir immer vor Augen stand als Preis für alle Mühen des Lebens. Du weißt ja gar nicht, was Du tust. Blind bist Du noch. Höre, Serena, so geht man nicht in die Ehe — so blind! Die Ehe ist etwas Heiliges, Großes — Du mußt warten. Gib ihm den Abschied — warte auf mich — keiner kann Dich lieben wie ich. Serena, hörst Du? Sterben könnte ich für Dich und auch Du — Du — es wird erwachen in Dir! Du wirst mich wieder lieben —“

Wie im Rauch stürzten ihm die Worte aus der Brust. Serena kämpfte enstet gegen die sie umschlingenden haltenden Arme. Aus allen Winkeln waren zwei gute, blaue Augen vorwurfsvoll auf sie gerichtet —

„Nie — Albrecht — nie,“ stammelte sie, „laß mich los, oder —“

„Jesus, Maria und Josef — Herr Albrecht, was tun Sie denn?“

Die Gret stand unter der Küchentür, eine brennende Kerze in der Hand. Ihr altes, gutmütiges Gesicht war voll flammender Entrüstung. Serena huschte schon an ihr vorüber nach ihrem Zimmer.

„Schämten sollen Sie sich, Herr Albrecht! Wo sie in zwei Tagen Hochzeit macht —“

Er strich sich verwirrt das dunkle Haar aus der blauen Stirn. Dann wandte er sich barock ab.

„Schweigen Sie! Was verstehen denn Sie davon?“

„Dho! Und wenn Sie sie zehnmal gern haben —“

„Gern haben!“ Ein verächtliches Lachen. „Mehr als mein Leben liebe ich sie. Meine Frau soll sie werden —“

„Dann hätten Sie wohl eher ein Wort sagen können — zur Gnädigsten wenigstens,“ brummte Gret nur halb besänftigt. „Jetzt — jawohl: jetzt ist das gemein!“

Er nahm ihr, ohne ein Wort zu antworten, das Licht aus der Hand und suchte mit geiztem Kopf seine Stube auf, die im oberen Stockwerk lag. Serena hatte sich eingeriegelt. Sie lag auf ihrem Bett und weinte. Wunderliche Gefühle tasteten sich unklar durch ihre Seele.

Kein Zorn auf Albrecht. Nur schreckhaftes Staunen. So wild und brennend, so besinnungslos konnte Liebe sein? Und auch süß — ja süß! Wenn beide so empfänden — wenn Richard —

Der Nachmittag im Garten fiel ihr ein, wo sie sich mit Richard verlobte. Die lauen Frühlingslüfte, unter welchen die Wäldchen zu Segeln und die Wolken zu mächtigen Schiffen schwollen —

Damals schwoh auch in ihrer Brust etwas und dehnte sich und drängte in erwartungsvoller Schnjucht empor.

Warum küßte er nur ihre Hände? Warum nahm er sie nicht in seine Arme, an seine Brust, wie Albrecht?

Warum waren sie beide nie „närrisch“, wie Mama und Papa gewesen waren?

Serena fand keinen Schlaf in dieser Nacht. Sie sah den Mondstrahlen zu, wie sie durchs Fenster fielen, ein großes Kreuz auf die Dielen malten und langsam damit weiterrückten.

(Fortsetzung folgt.)

## Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(11. Fortsetzung)

(Handdruck verboten)

Professor Schwimmer drückte Westendorfs die Hand.

„Bravo! Ich wußte es ja, mein lieber Westendorf, daß Sie kein Dieb sind! Solche Schufte gedeihen gottlob nicht im reinen, hehren Reich der Wissenschaft! Und nun, nichts für ungut, lieber Kollege . . . mir ist so leicht ums Herz jetzt . . . ja, und was diesen Robin betrifft, nur Mut! Wir alle stehen selbstverständlich nun unentwegt auf Ihrer Seite.“

Sie waren gegangen.

Westendorf, der sie bis an die Ausgangstür begleitet hatte, immer mit demselben starren, geraden Blick und dem unbefangenen Lächeln um die schiefen Mundwinkel stand allein im Flur.

Und plötzlich wurde sein Lächeln fast blöde, sein Blick leer.

Was hatte der nur gesagt von „Dieb“ und „Schufte“? Dieb — komisches Wort! Wer war es? Wer — nicht? Wußte man manchmal auch nur, wie man dazu kam? Und wer konnte schließlich etwas beweisen? . . .

Mit einem Male wurde ihm schlecht. Die Beine begannen zu zittern, große Schweißropfen standen auf seiner Stirn. Medaniich taumelte er in das Zimmer zurück. Die Schwüle . . . all die Aufregung . . . kaum konnte er atmen. Man mußte ein Fenster öffnen . . . Luft . . .

Aber er kam nicht bis ans Fenster. Kräftlos sank er auf den von Schwimmer eben verlassenen Lederfauteuil des Gemaches.

„Martin! Martin!“ lallte er mit Anstrengung, ganz vergehend, daß er selbst den Diener fortgeschickt hatte.

Alles blieb still. Eine furchtbare Beängstigung frampfte ihm plötzlich die Brust zusammen. Der Ausdruck namenlosen Entsetzens trat in seine Augen. Dann wurde deren Blick starr — verlastet, die nun völlig verzerrten Lippen färbten sich bläulich. . . .

Um drei Uhr begann gewöhnlich Westendorfs Privatordination. Kurz vorher errieten das Fräulein, welches den sich einfindenden Patienten eine Art Nationale abzunehmen und nachher das Honorar in Empfang zu nehmen hatte.

Sie läutete heute vergebens. Auch Martin fand sich kurz nach ihr wieder ein. Der Hofrat hatte ihn zwar erst für den Abend bestellt, aber dabei hatte er doch die Ordinationsstunde offenbar nur vergessen.

Als auf ihr Läuten niemand öffnete, meinte Martin zwar zuerst, der Herr Hofrat sei entweder ausgegangen oder wolle nicht gestört sein. Später aber entschloß er sich doch, mit seinem Schlüssel zu öffnen und nachzugehen.

Die Kette war innen nicht vorgelegt. Die Tür zum Ordinationszimmer stand offen. Ein gelbliches, durch die herabgelassenen Vorhänge selbstsam gedämpftes Licht erfüllte den Raum mit mystischem Halbdunkel.

Und mitten in diesem Halbdunkel — das Fräulein stieß plötzlich einen gellenden Schrei aus und wies mit zitternden Fingern darauf — lag Westendorf, halb vom Stuhl herabgeglitten, mit gebrochenen, weit offen stehenden Augen und verzerrten — wie zum Lachen verzerrten Zügen. Sein Leib war schon kalt und starr.

Abbazia im Herbst. Das hieß: der lärmende Troß einer gemischten Badegesellschaft war verschwunden, aber die Tore einiger vornehmer Villen hatten sich geöffnet, um ihre Besitzer zu empfangen, die sich hier noch durch ein paar stille Wochen für die Anstrengungen der Winterjagden stärken wollten.

Auf der Terrasse der Westendorfschen Villa saßen zwei Frauen in tiefer Trauer: Senta, blaß,

mager, mit kurzgeschnittenem Haar, und die Hofrätin, vornehm, blühend und joyquiert wie immer.

Senta lag in einem Kiegestuhl und blidete gedankenverloren in die klare, jahweigende Bläue hinaus, die sich wie ein magischer Gürtel um weiße Willen und einjam gewordene Gärten zog.

Das Blau des Meeres, der fernen Inseln, Berge und des Himmels, die träumerische, erhabene Ruhe die über den reglos aufragenden Palmen und Zypressen des nahen Kurparks lag, das unermüdliche Auf- und Niederschaulen der Wellen, wirkten einschläfernd.

Traumhaft zogen die Ereignisse der letzten drei Monate an Sentas Geist vorüber. Da war zuerst der jähe, wilde Schmerz gewesen, als sie ihr Leben in Scharben zerbrochen vor sich liegen sah. Die qualvollen Nächte ohne Schlaf, die noch qualvolleren Tage, wo man mit zerrissenen Herzen Lächeln und „Galtung“ bewahren sollte . . .

Dann die schwere Krankheit, die mit ihrer halben Bewußtlosigkeit wie eine wohlthätige Erlösung wirkte. Und nun die langsame Genesung, in der sie sich so milde und physisch schwach fühlte, daß alles Denken von selbst zur Ruhe kam.

Kein, sie empfand keinen Schmerz mehr. Sie konnte nicht mehr weinen, nicht mehr verzweifelt sein. Nicht einmal, als man ihr Papas Tod mitteilte.

Armer Papa — glücklicher Papa! Nun durfte er ausruhen vor all dem Hezen, das man „Leben“ nannte. Sein Lagerbett war zu Erde für immer. „Das meine nicht,“ dachte Senta traurig, „für das gibt es noch ein Morgen.“ . . .

Sie seufzte bestkommen. Und diesem Morgen mußte man einen Jubalt geben. Ob es ihr gelingen würde, ihm den zu geben, der ihr alleit noch einige Aussicht auf Frieden zu bieten schien?

Zweifelnd glitt ihr Blick zur Mutter hinüber, die am anderen Ende der Terrasse in einem Strandkorb saß und gleichfalls unverwandt auf das Meer hinausblidete.

Auch die Hofrätin dachte an die letzten drei Monate, die einen so jähen Umchwung in ihrer Lebensstellung mit sich gebracht hatten.

Auch sie dachte an die Zukunft, aber anders als Senta. Angstvoll, gierig forschend, unruhig grübelnd, wie sich aus den Trümmern des alten Prachtbaues ein neuer, möglichst ähnlicher Zusammenzimmern ließe.

Sie hatten verschiedene Chancen. Da war die Aufforderung der Gräfin Briffi — einer der wenigen Getreuen, die Westendorf noch nicht vergessen hatten — mit ihr den Winter über nach Nequppen zu gehen. Dann die Vorschläge Doktor Römers, der das Sanatorium in eigene Regie genommen, Tiller als Leiter angestellt hatte und es als vorzügliche Spekulation erklärte, die Villa in Abbazia als eine Art Genesungshaus an das nun wieder flottgehende Sanatorium anzugliedern.

Römer wollte durchaus, daß sie wieder dauernd nach Wien käme und nach Ablauf der Trauerzeit ihren Salon wieder zum Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft mache.

Ganz verdeckt ließ er durchblicken, daß eine so schöne, vielbewunderte Frau doch nicht daran denken werde, immer Witwe zu bleiben, und daß es Leute gäbe, die sich glücklich schätzen würden, ihr dereinst alles Verlorene ersetzen zu dürfen. . . .

Die Hofrätin lächelte unwillkürlich, als sie an diese Bemerkung in Römers letztem Brief dachte. Der Gute — ja, er hatte sie immer angebetet und er war ganz der Mann dazu, die Bedürfnisse einer Dame von Welt zu verstehen.

In der Gesellschaft immer eine gutangeordnete Persönlichkeit, verstand er, etwas aus sich zu machen, und besaß einen wahren Instinkt für geniale Geschäftsgearbung. Wenn man ihn nur freie Hand ließ, würde er Westendorfs ansehlichen Nachlaß bald verzechnaden . . .

Frau Lydias Wiens wurden wieder ernst. Alles wäre ja gut gewesen, wenn man nur nicht die Sorge um Sentas Schicksal gehabt hätte! Aber da war zuerst Senta selbst, die sich ihr —

die Hofrätin begriff gar nicht, wie und seit wann eigentlich — fast völlig entfremdet hatte, so daß sie beide nebeneinander hinstanden wie Fremde, die jedes intimere Gespräch meiden, weil sie inständig fühlen: wir verstehen einander ja doch nicht!

Und da war Kurt Sandruch, der sich sonderbar zurückhaltend benahm, sehr selten und kühl schrieb und dies nur flüchtig mit seiner neuen Stellung motivierte, die ihn ganz in Anspruch nehme.

Merkte es Senta? Machte sie sich Sorgen darüber? War sie deshalb so schweigsam?

Die Hofrätin wußte es nicht. Aber jedenfalls machte sie selbst sich immer schwere Sorgen darüber. Denn wenn Sandruch gemein genug wäre, sich jetzt, nach Westendorfs Tod, wo er selbst eine glänzende Stellung bekleidete und keinen Protektor mehr brauchte, zurückzuziehen — welcher Affront für die arme Senta!

Und wie peinlich auch sonst nach jeder Richtung hin! Mit einer erwachsenen, unverheirateten Tochter an der Seite, konnte sie doch nicht gut daran denken, sich selbst ein neues Glück zu eringen. Außerdem — Senta hatte durch die Krankheit unglaublich verloren. Der pikante Charme ihres Gesichts war völlig dahin, das schöne, reiche Haar fehlte, und die frühliche Frische ihres Wesens. Vergrämt, verblüht sah sie aus. Wer würde sich unter diesen Umständen in absehbarer Zeit um die verlassene Braut bewerben wollen?

Und Senta war nun auch schon bald fünfundzwanzig Jahre alt!

All dies quälte die Hofrätin seit Wochen und hatte sie endlich veranlaßt, sich mit einer direkten Anfrage an Sandruch zu wenden, für welchen Termin die Vermählung — die ja ganz in der Stille gefeiert werden könne — eigentlich beabsichtige.

Selbverständlich erwartete Frau Lydia auf diesen Brief, von dem Senta keine Ahnung hatte, umgehend Antwort.

Aber vierzehn Tage waren bereits verfloßen, und Sandruch hatte nichts von sich hören lassen.

War dieser Brief verloren gegangen, oder sollte dies Schweigen etwa — die Antwort sein?

Inzwischen wurde dieser Aufenthalt hier zu tödlicher Langeweile. Die Gräfin Prissi war sehr lieb, aber der Verkehr mit ihr gleich doch verzweifelt den „Toujours perdrix“...

Frau Lydia dürrtete nach Abwechslung, nach neuen Menschen — vielen Menschen, nach etwas Zerstreuung wenigstens.

Sie hatte sich jedoch im stillen entschlossen, doch unbedingt nächste Woche mit Prissis nach Ägypten zu gehen, als das Stubenmädchen eintrat und die Post brachte. Es war außer den Zeitungen nur ein Brief für Senta da.

„Von wem denn?“ fragte die Hofrätin neugierig.

„Von — Kurt.“

„Ah, wirklich? Endlich einmal! Was schreibt er denn? So lies doch!“ drängte die Hofrätin gespannt. Sie hatte ihren Strandkorb verlassen und stand erwartungsvoll neben Senta.

Diese hatte den Brief, der länger war als sonst, entfaltete und begann zu lesen. Mit einem tiefen Atemzug reichte sie dann der Mutter die vier eng beschriebenen Seiten, in welchen mit so viel schönen Phrasen eine erbärmliche Niedertracht verhüllt wurde.

„Er gibt mir mein Wort zurück, weil er einseht, daß wir nicht füreinander passen.“ sagte Senta ruhig, und lächelte zum ersten Male seit langer Zeit.

Die Hofrätin war blaß vor Zorn. Kaum daß sie die Worte entziffern konnte, so blind machten sie Meger und Entrüstung.

Dann ballte sie das Papier wütend zusammen. „Oh, welche Gemeinheit! Er stellt sich als Ehrenmann hin, der nur mit blutendem Herzen

verzichte, weil Dein kühler Glückwunsch vor drei Monaten und Deine „geringe Teilnahme“ an seiner Tätigkeit ihm leider die unwiderstehliche Ueberzeugung gegeben habe, daß Du ihn nicht liebst! Dieser Mensch, der nicht einmal zu Papas Leichenbegängnis kam, unter einem so wichtigen Vorwand noch dazu — denn die Großfürstin hätte seine Behandlung wohl einen Tag missen können — der während Deiner Krankheit nicht ein einziges Mal nach Dir sah — oh, und der wagt es nun“...

„Hast Du wirklich etwas anderes von Sandruch erwartet, Mama?“ unterbrach sie Senta mit bitterem Lächeln. „Wußtest Du nicht, daß ich ihm nur die Stufe war, emporzukommen zu einer Zeit, da er keine andere sah, und wo Papa noch berühmt war?“

„Es ist schändlich! Und ich begreife Dich nicht, daß Du es so gelassen hinnimmst! Du tust ja fast so, als ginge Dich die Sache gar nichts an!“

„Ich habe Sandruch nie geliebt, Mama, das weißt Du wohl. Warum sollte ich nun trauern?“

„In den Augen der Welt bleibt es immer ein Affront für ein Mädchen — verlassen zu werden!“



Ein russisches Maschinengewehr

auf der deutschen Westfront in Bereitschaft zur Abwehr feindlicher Bieger.

Wie wird man nun wieder reden über uns! Kaum sind die Klatschereien ein wenig eingeschlafen, muß dieser Mensch uns wieder in den Mund der Leute bringen!

„Ah, die Leute, Mama! Laß sie doch reden — was liegt daran.“

„So denkst Du — natürlich! Ich denke anders. Mein Ehrgefühl ist empfindlicher. Aber nun ist es ein Glück, daß wir wenigstens für die erste Zeit der perfiden „Teilnahme“ gewisser Bekanntenkreise entdrückt werden, indem wir mit Prissis nach Ägypten reisen. Prissis sind taktvolle, feinfühlige Menschen, sie werden die Sache vom richtigen Standpunkt aus ansehen. Wie wird sich die Gräfin freuen, daß wir mitkommen! Und für Dich werden die zwei munieren Kontessen und der gute Graf die beste Zerstreuung sein!“

Senta hatte den zerküllten Brief geglättet und wieder in den Umschlag gesteckt. Jetzt sagte sie, ihre Mutter ruhig und fest ansehend:

„Es freut mich, liebe Mama, wenn Dir diese Reise Zerstreuung gewährt. Ich aber werde nicht mitgehen.“

„Ah — und warum nicht, wenn man fragen darf?“

„Weiß ich mir bereits einen Plan für mein künftiges Leben gemacht habe, von dessen Ausführung mich bisher nur die nun gottlob gelöste Verlobung abhielt.“

„So! Welcher Plan ist denn dies? Du bist so merkwürdig verschlossen in der letzten Zeit, und ich kann mir wirklich nichts denken, was ein junges Mädchen aus guter Familie für sich allein anfangen könnte, Du mußt Dich schon deutlicher erklären!“

„Ich will in die Pflegerinnenschule des Rudolfinerhauses eintreten und mich nach abgelegter Prüfung dann dort anstellen lassen.“

„Du?! Um Gottes willen, Senta — Du bist wohl nicht bei Sinnen?“

„Doch, Mama! Seit langem beschäftigt mich dieser Plan. In den vielen Tagen und Nächten, da ich selbst hilflos auf die Barmherzigkeit meiner Pflegerin angewiesen war, ist es mir klar geworden: gerade dieser Beruf erfordert einen ganzen Menschen! Und er ist groß und erhaben, wenn man sich ihm völlig hingibt.“

Die Hofrätin wandte sich ärgerlich ab.

„Das ist diese alberne Gertrud Schenker, die Dich mit ihren Ideen angesteckt hat! Ich war immer gegen diesen Verkehr, als ich erst begriff — wie überspannt die Person ist! Da hat man nun die Folgen!“

Eine finstere Wolke glitt über Sentas Gesicht. Ihre Stimme klang scharf.

„Du irrst, Mama. Gertrud Schenker hat mit meinen Entschlüssen nicht das mindeste zu tun. Was sie und mich auf die gleiche Bahn trieb, ist völlig verschieden voneinander.“

„O ja — sie suchte sich den Mann dort zu gewinnen, und Du — nun, Du willst ihn vergessen!“

Senta zuckte zusammen. Dann fiel sie ihrer Mutter plötzlich aufschluchzend um den Hals.

„Ja, Mama, ich will vergessen... begreife es doch! Habe Mitleid! Ich kann ja so nicht weiterleben, so leer, so ohne Tätigkeit, bloß immer mit diesen wehen Erinnerungen in mir allein. Ich brauche etwas, worüber ich ihn und — mich selber vergessen kann... muß!“

Die Hofrätin war vielleicht zum ersten Male im Leben wirklich tief bewegt. Sie streichelte Sentas kurzes, lockiges Haar und murmelte: „Mein armes Kind... mein armes Kind... Aber warum willst Du denn gerade das?“

„Weil ich an mir selbst empfunden habe, welcher Segen darin liegt! Wie war ich dankbar und glücklich für jeden Handgriff, den Schwester Olga machte, um mir mein Kranksein zu erleichtern! Du warst immer

gesund, Mama, Du kannst dies vielleicht nicht wissen. Und Deine Wünsche an das Leben waren auch stets andere als die meinen“...

„Gewiß, mein Kind! Ich finde es weitaus schöner, wenn andere sich um mich bemühen, mich verwöhnen und mir Opfer bringen als — umgekehrt. Und ich begreife wirklich nicht, wie Du so anders werden konntest!“

Senta schmiegte sich warm an ihre Brust.

„Können wir uns denn nicht trotzdem lieb haben, Mama? Auch wenn wir — anders geartet sind? Sieh — wenn ich jetzt so zurückblicke auf mein Leben, dann sehe ich ganz klar und deutlich, daß alles anders gekommen wäre, wenn ich die einzig wahre Stimme meines Innern nur schon damals richtig verstanden hätte! Denn sie sprach immer nur von Liebe und Hingabe, und daß alles andere dagegen nichtig wäre. Aber ich wollte sie unterdrücken. Da war so vieles, was mich verwirrte, weil ich es nicht unterscheiden konnte, was wesentlich, was unwesentlich ist im Leben. Die Welt, in der ich lebte, die ich kannte, ließ mich leer, und die, nach der ich mich sehnte, kannte ich nicht. Nun habe ich beide verloren und muß mir eine neue suchen.“



„Armes Kind, armes Kind!“ seufzte Frau Lydia und gab sich vergeblich Mühe, Sentas Gedankengang völlig zu verstehen. Was sie begriff war nur, daß Senta noch unglücklicher wurde, wenn sie ihr nun Hindernisse in den Weg legte.

Und am Ende — war es denn so schlimm? Keutlich erst war die Rede davon, daß Mangel an gebildeten Pflegerinnen herrsche und man sich darüber freuen müsse, wenn Mädchen aus guten Familien sich diesem Beruf zuwendeten. Die Klöster wären etwas aus der Mode gekommen — Pflegerin werden war für alternde Mädchen vielleicht die Mode von morgen.

Schließlich war es für den Anfang ein guter Ausweg denen gegenüber, die über die aufgelöste Verlobung kläglich waren. Man konnte sagen, Senta selbst wollte es so, weil sie für den Pflegerinnenberuf schwärmte.

Inzwischen beruhigte sich die Welt, sie selbst ging nach Ägypten und später nach Wien. Wenn Senta dann ihren „Beruf“ satt hatte — und daß dies bald der Fall sein würde, daran zweifelte die Hofrätin keinen Augenblick — würde sich auch vieles andere in bezug auf die Zukunft geklärt haben.

„Liebe Mama, nicht wahr, Du stellst mir keine Hindernisse in den Weg?“ sagte Senta bittend.

Die Hofrätin raffte sich auf.

„Nein, mein Kind. Wenn Du wirklich solche Sehnsucht hast und so viel Selbsterleugnung aufbringen kannst, dann gehe Deinen Weg. Aber vergiß nicht, wenn Du müde werden solltest, daß Du bei mir immer mit offenen Armen aufgenommen wirst, wie sich auch meine Verhältnisse später gestalten sollten.“

Senta verstand den Sinn der letzten Bemerkung nicht im engersten Sinne. Ihre dunklen Augen ruhten groß und melancholisch auf dem leise wogenden blauen Meer, in dem bunte Segelbarken sich schaukelten und scheinbar ziellos aneinander vorüberzogen.

Und sie dachte traurig: „So planlos gleitet auch mein Lebensschifflein dahin, weit vom Ufer, weit vom Glück, aufs Geratewohl einem fernen Ankerplatz zu, der Resignation heißt.“

Frau Lauterbach saß neben Gertrud, die mit ihrer Schwester Emma seit acht Tagen in St. Oswald zu Gast war, auf der Hausbank und erwartete ihren Sohn.

Beide Frauen waren ganz in Wolltücher verummumt, denn der Herbstabend war kühl.

Beide schwiegen, in Gedanken versunken und blickten nur zuweilen zerstreut auf Emma Schenters schlankes Mädchengestalt, die langsam, mit wiegenden Schritten in der Dämmerung auf und ab ging.

Sie glich Gertrud sehr. Dasselbe goldblonde Haar umrahmte ein regelmäßig gezeichnetes, rosiges Gesicht, dem nur der tiefe Ernst fehlte, der Gertruds Züge beherrschte.

Besonders in der letzten Zeit war Emma Schenter oft von so schallhafter Fröhlichkeit, daß ihre Schwester sie verwundert ansah. Sie begriff den Uebermut der beinahe Sechszwanzigjährigen gar nicht, vor der nach Jahren der Krankheit nun Jahre der Arbeit lagen.

„Gib es da einen Grund, den ganzen Tag zu lachen, zu singen und Scherz zu treiben?“

Im stillen ärgerte sich Gertrud sogar manchmal darüber. So heute, als es nach Tisch Emma gelungen war, den allzeit ernsten, schweigsamen Lauterbach in ihre Heiterkeit mit hineinzu ziehen.

Er hatte gelacht, und als Gertrud der Schwester vorhielt, sie sei wirklich zuweilen ausgelassen wie ein Kind, sah er sie fast vorwurfsvoll an.

„Freuen Sie sich doch Ihrer Schwester Fröhlichkeit, und gönnen Sie uns das bißchen Sonnenschein. Das Leben ist so furchtbar ernst; man müßte ja verzweifeln, wenn es nicht zuweilen auch etwas Freude darin gäbe.“

Er hatte tief aufgeschneuzt bei den letzten Worten. Gleich darauf war er wieder ernst und schweigsam geworden.

Gertrud fand, er war sehr verändert, seit sie ihn zum letzten Male in Wien gesehen hatte. Ungleichmäßig, manchmal sogar gereizt.

Gewissenhaft und unermüdlich ging er ja auch hier vom Morgen bis zum Abend seinem Beruf nach, aber Gertrud vermehrte dabei das Beste an ihm: die begeisterte Liebe zur Sache.

Er tat alles wie unter einem geheimen Druck von Unlust, und Gertrud hätte wohl geahnt, was ihn so veränderte, auch wenn Frau Lauterbach in vertraulichen Stunden darüber nicht mehr oder minder deutsche Anspielungen gemacht.

Er konnte nicht vergessen — das war es! Gertrud begriff es so wenig, wie sie Emmas überschäumende Lebensfreude begriff.

Wie konnte man so an einem Menschen hängen, daß alles andere daneben an Reiz und Wert verlor?

Sie selbst sehnte sich nach den Monaten der Untätigkeit glühend in ihren Beruf zurück und konnte es kaum erwarten, St. Oswald zu verlassen.

Nur Frau Lauterbachs und Emmas Drängen hatten sie bis jetzt zurückgehalten. Aber ihr hätte kein Mensch und kein Gefühl die Freude an ihrem Beruf nehmen oder erleben können. Sie brauchte sich durch niemandes Fröhlichkeit „aufrichten“ zu lassen.

Emma ging noch immer, still vor sich hinschleichend, auf und ab. Am Himmel begannen die ersten Sterne zu funkeln, Lauterbach kam noch immer nicht.

Da sagte Gertrud plötzlich ungeduldig: „Mußt Du denn immer auf und ab wandern, Emma? Warum jetzt Du Dich eigentlich nicht zu uns?“

„Ach, laß mich doch! Mußte ich nicht jahrelang auf einem Fleck stillstehen? Das Gehen ist so süß, auch warte ich auf meinen Messias“ — so nannte sie Lauterbach scherzweise — „denn ich habe ihn etwas zu sagen.“

„Was wir nicht hören dürfen?“

„Nein, denn es ist ein tiefes Geheimnis.“

„Du bist furchtbar kindisch, Emma!“

„Aber im Gegenteil, es ist ja ein sehr ernstes Geheimnis!“ Sie blieb einen Augenblick in die Ferne horchend, stehen und rief dann lebhaft: „Ich höre seinen Schritt! Er kommt! Ach, bitte, laßt mich nur fünf Minuten allein mit ihm!“

Ihre Gestalt verschwand hastig im Dunkel.

Die beiden Frauen blickten ihr betroffen nach. Schon einige Male war in beiden flüchtig der Gedanke aufgestiegen, daß Emmas Dankbarkeit gegen Lauterbach und seine stolze Genugtuung über die so gut gelungene Operation am Ende wärmeren Gefühls Platz machen könnten. Nie aber schien diese Möglichkeit näher gerückt als in dieser Stunde.

Etwas Abwehrendes erhob sich in der alten Frau dagegen. „Nein, diese nicht, diese nicht,“ dachte sie, und zugleich stieg Mergel gegen Gertrud in ihr auf.

Warum verhält sie sich immer gleich kühl gegen ihn? Warum gibt sie sich so gar keine Mühe, Ernst an sich zu ziehen? Da warte ich nun und warte von Tag zu Tag auf ein Zeichen, und es geschieht nichts. Sie gehen aneinander vorüber, als gingen sie sich nichts an, sprechen von Kranken, Operationen, Hygiene und Gott weiß von was noch, nur nie von sich selbst. Inzwischen drängt sich die andere an ihn und bezaubert ihn mit ihrem bißchen Fröhlichkeit.

Sie seufzte schwer auf und dachte weiter an Senta Westendorf, die einst auch so fröhlich gewesen, und deren letzter Blick beim Abschied damals dann so schwermütig gewesen war.

Schwerer als je drückte die alte Frau das Gefühl einer Schuld, die sie an ihr begangen.

Man soll nicht Schicksal spielen, nein, man soll es nicht! Nun war vielleicht alles umsonst ge-

wesen. Nicht die führte er ihr als Tochter zu, die sie ersehnte, sondern eine andere.

„Wir müssen nun wirklich mit der Abreise Ernst machen, liebe Frau Doktor,“ jagte Gertrud plötzlich neben ihr. „Übermorgen reisen wir. Emma hat sich bis jetzt nicht entschließen können, ihre Arbeitsschule hier zu gründen, mag sie es also in Wien tun.“

„Aber sie will nicht nach Wien. Wenigstens sagte Ihre Schwester dies mehrmals. Und Sie, Gertrud, gefällt es Ihnen denn gar nicht bei uns, daß Sie schon fort wollen?“

Die letzte Frage kam zaghaft heraus.

Gertrud merkte es nicht. Entschlossen fuhr sie fort: „Gewiß ist es schön hier, und Sie verwöhnen uns ja förmlich. Aber für mich ist es doch verlorene Zeit. Seien Sie mir des Wortes wegen nicht böse, liebe Frau Doktor, aber ich sehne mich grenzenlos nach meiner Tätigkeit zurück.“

„Wirklich? Und ich dachte — ich hoffte —“

„Was, gnädige Frau?“

Die alte Frau strich sich über die Stirn.

„Nichts,“ murmelte sie verlegen. „Ich bin ein dummes, altes Weib — und ich hab' Sie so lieb, als wären Sie mein Töchterlein. Da denkt man eben nie, daß alles Schöne schließlich einmal ein Ende haben könnte.“

Sie stand auf.

„Mir scheint, sie kommen. Da will ich nur mal sehen, ob Kathi auch alles ordentlich zum Abendessen vorbereitet hat.“

Stiller als sonst saß man bei Tisch und aß. Lauterbach war abgepannt und schien nicht zum Reden aufgelegt. Zuweilen blieb sein Blick verloren grübelnd auf Emma ruhen, über deren Züge dann still ein geheimnisvolles Lächeln ging, das er zerstreut erwiderte.

Ein Bänder mußte sehen, daß irgend ein heimliches Einverständnis zwischen ihnen waltete, und das ließ die anderen beiden Frauen völlig verstimmen.

Gleich nach Tisch trennte man sich. Und da war es, daß Gertrud, kaum mit der Schwester in ihrem Zimmer allein, fast barisch sagte: „Wirklich — ich schäme mich für Dich, Emma! Wir genießen hier Gastfreundschaft, und Du lohnst sie damit, daß Du Frau Lauterbach Sorge und Unruhe bereitest!“

Emma starrte die Schwester verständnislos an.

„Ich? Mein Gott, was tue ich ihr denn?“

„Du mußt doch fühlen, daß Du keine Frau für ihn wärest, und daß seine Mutter dies erkannte. Ueberhaupt ist er kein Mann, mit dem man kokettiert! Es gibt andere — laß ihn doch seinen Beruf und seiner Mutter!“

Jetzt brach Emma in ein schallendes Gelächter aus, von dem sie sich lange nicht erholen konnte. Endlich rief sie, sich die Lachtränen trockenend, belustigt: „Du bist wirklich zu komisch, Gertrud! Ich und — Lauterbach! Es ist zum Schreien! Fällt mir doch gar nicht ein, und ihm noch weniger. Weißt Du denn nicht, daß er eine unglückliche Liebe hat? Seine Mutter selbst verriet es mir.“

„Eben darum. Das achte man. Aber Du — was soll Dein Gehaben denn bedeuten? Und heute sogar — diese Geheimnisträmerie! ...“

„Ach Gott, ich wollte ihn ja nur ein wenig zerstreuen, damit er auf andere Gedanken kommt. Er tat mir so leid. Und was unser Geheimnis betrifft —“

„Ich brauche es nicht zu wissen. Aber dies sage ich Dir, Emma: übermorgen reisen wir nach Wien!“

„Mit dem größten Vergnügen, liebe Gertrud. Ich wollte Dir soeben den gleichen Vorschlag machen, denn mit der Arbeitsschule, die ich hier gründen wollte, ist es so nichts.“

„Nein. Du wirst sie in Wien gründen.“

„Das nun eben nicht. Ich werde sie nämlich überhaupt nicht gründen.“

„Nicht? Aber —“



Jetzt starrte Gertrud die Schwester verständnislos an. Aber da fiel ihr Emma auch schon lachend und weinend zugleich um den Hals.

„Weil ich heiraten werde! Hast Du denn wirklich gar nichts gemerkt, Du weise — dumme Gertrud? Die vielen Briefe, die ich bekam den Sommer über — und heute den diesen — zehn Seiten waren darin, eng beschrieben — da teilt er mir mit, daß er die Stelle bekommen hat, und fragt an —“

„Er? Wer denn? So sprich doch vernünftig!“

„Nun — Warberg doch!“

„Warberg?“

„Einen Augenblick lang war Gertrud wirklich fassungslos. Emma sah sie lächelnd an.“

„Das kommt Dir wohl nicht glaublich vor, daß er mich will? Aber Du hast ihn ja nicht gemocht — und er findet nun einmal, daß ich Dir so glücke! Nur sei ich etwas weniger erhaben, aber das mache nichts, gerade das hätte ich noch vor Dir voraus, daß ich auch für das Irdische was übrig habe und für ihn, während Du doch nur für Deinen Beruf Empfindungen hegst.“

„So. Und wie machte sich das denn so rasch?“

„Gar nicht so sehr rasch, als Du glaubst. Erst als ich die Klinik verließ, merkte ich es ein wenig. Na, und dann schrieben wir uns eben und fanden, daß wir einander lieb hatten und zueinander pazien. Er wollte aber nicht, daß ich es Dir gleich sagte — ich glaube, er genierte sich ein wenig, weil er doch früher Dich —“

„Anfinn! Ich habe mich nie ernstlich mit der Frage beschäftigt, denn nichts läge mir ferner, als je zu heiraten.“

„Das begriff er ja dann auch. Und, siehst Du, Gertrud, da ich es Dir nicht jagen sollte und so viel Glück allein nicht tragen konnte, so sprach ich eben mit Lauterbach von ihm. Das war unter Geheimnis! Lauterbach verdankt ich ja alles: die Gesundheit, die Möglichkeit, zu heiraten und freizügigen Bekanntheit. Hatte er da nicht das erste, heiligste Anrecht auf mein Vertrauen?“

„Gewiß.“ Gertrud sagte es ganz zerstreut. „Die unerwartete Neugierde hatte sie ganz überwältigt. „Und nun wollt ihr also heiraten? Bald?“

„Natürlich! Freiz ist zum Stadtarzt in Danzig ernannt worden und drängt, ich solle so rasch wie möglich nach Wien zurück, einmal, damit er mich vor seiner Abreise von dort noch sehen könne, dann, damit ich mich um meine Musterheute bekomme. In vier Wochen will er heiraten.“

Gertrud atmete tief auf. Dann umarmte sie die Schwester herzlich.

„Ach freue mich ja mit Dir, Meines, daß Du so glücklich bist! Gott gebe, daß Du es immer bleibst!“

„Ach, Gertrud, wenn Du doch auch! — Ich dachte immer — und ich glaube, Frau Lauterbach hofft es im stillen auch?“ —



**Steckenpferd-Teerschweifelseife**  
bestbewährt gegen alle Hautunreinigkeiten.  
Überall zu haben! Stück 55 Pfg.

„Still!“ jagte Gertrud hastig und legte ihre Hand auf die roten Lippen der Schwester. „Davon sollst Du nie sprechen! Er war mir früher manchmal wie ein erhabenes Vorbild, aber Liebe — nein, Liebe ist das nicht! So wie ich nun einmal bin, kann ich mich mit ganzer Seele nur hingeben an eine Sache, nie an eine Person. Vielleicht ist dies unnatürlich; aber sieh, ist es nicht gut, daß es auch Frauen gibt, die eben so empfinden?“

„Gewiß! Aber —“ Gertruds Augen nahmen plötzlich einen weichen, leuchtenden Glanz an.

„Du darfst nicht glauben, daß Dein Glück je größer sein könnte als das meine! Für Mann und Kinder, die Du haben wirst, habe ich die ganze Menschheit, und das ist viel, Emma, so viel, daß kein Wort es ausdrücken kann. Dein Glück

ist ein Quell, der auch versiegen kann, das meine ein unaufhörlich fließender Strom, wo ein Tag tausendfach wiederbringt, was der vergangene nahm. Wir geben beide! Du aber gibst einzelnen und gibst um Deiner selbst willen — ich allen und um ihrer willen!“

(Fortsetzung folgt.)

### Heiteres

**Zeitgemäßes Inzerat.** Jene reizende Brinette, die gestern mittag auf der Elektrischen dem neben ihr stehenden Herrn zweimal aufs Nüchernahe getreten und dann mit ihrer Hutnadel über die Nase fuhr, wird baldigst um Abreise behufs heiserjenseits Gebeten unter „Womenschmerz“

Auch sie, Weltreisender: „Die Japaner sind uns doch in manchen Dingen über. Ihre Zahnärzte z. B. können Zähne mit den Fingern ziehen.“ — Das vorlaute Hänschen: „O, Danke Malchen nimmt Ihre Zähne auch immer mit den Fingern heraus.“

Ein nettes Paar. „Wie, der Professor hat die Psilologin geheiratet? Das muß wohl ein sehr zerstreutes Paar geworden sein?“ — „Das will ich meinen! Bei der Hochzeit trug er den Wytelkranz und sie den Zylinder.“

### Rätsel-Ecke

#### Rätsel.

I.  
Wenn du es bist, — gewiß beneidet  
Von Herzen dich so mancher trau, —  
Denn all sein Herzensglück verleiht  
Das allglaube Publikum.

Wenn du es tuft, magst du befehlen  
Dir ja recht gründlich deinen Mann,  
Weil zu gemüthliches Vertrauen  
Dir sonst bedenklich schaden kann.

#### II.

Wer wie die Erste steht, ist zu beneiden,  
Der Zweiten Ruhm begehren wohl fast alle;  
Hat wer das Ganze, hofft man, daß er falle,  
Und bis dahin juchet jeder ihn zu meiden.

Auflösung folgt in nächster Nummer:  
Aufscheidung der Rätsel in voriger Nummer:  
I. Diamant. — II. Das waltte Gott.

## Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marieille und die Insel Korlika, sämtliche, auch die kleinsten Ortstafeln und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weißlichen Kriegstafel.  
Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

## Geographisches Institut Wilhelm Grebe

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50



**10 Jahre schön**  
bleibt so eine „Ataman“-Strandhaare, einzig von H. Hesse, Dresden, Scheffelsir. 10-12, zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca. 2 m lang, nur 2 M., 40 cm lang nur 1 M. Boas und Stolen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Auswahl geg. Referenzen. Blumen, 1 Karton voll, 3 M.

**Echte Fuchs-Kolliers M. 45.**  
Pelzwarenfabrik  
Leipziger Strasse 58. I.  
nahe Spittelmarkt.

**Feld - Post**  
**Rheuma**  
RHEUMASAN  
Erhältlich in Apotheken.

Die altbewährte, preisgekrönte, weltbekannte nicht einwirkende  
**Blitz-Strick-Wolle**  
Befert auch an Private (Muster franco) die  
**Erfurter Garnfabrik**  
Hoflieferant in Erfurt W. 247.

**Neue Gänsefedern,**  
wie sie von der Gans gerupft werden, mit allen Daunen à Pfd. 1,60 Mk. Derselben Federn, mit allen Daunen, groß gerupft, à Pfd. 2,35 Mk., gut gerupft, mit allen Daunen à Pfd. 3,35 Mk., vorzuziehen gegen Nachm., nehme, was nicht gefüllt, zurück.  
August Schrach, Gänseauszuchtstalt, Neu-Zeubitz (Dobrußka).

**Riliphees in Autotypie und Strich**  
Wilhelm Grebe, Berlin SW 68, Ritterstr. 50

**Musiknotenmappe m. Notenputz „Sufanne“**  
(Patent Frau Joachim-Chaigneau)  
Preis in Calico M. 4.—  
zu beziehen durch  
Preussische Verlagsanstalt,  
Berlin SW 68, Ritter Str. 50.

## Kaufe mein Bett.

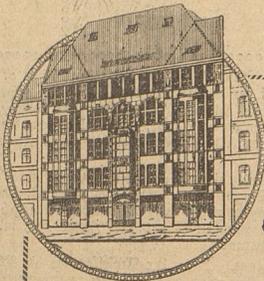
Gocheln rot, dicht Daunendecke, große Pfl. gelb. Ober- u. Unterbetten n. 3 Matten mit 20 Pfund neuen Halbdaunen, das Gebett M. 80.—, das beste Bett mit Daunendecke M. 85.—. Seinites herrschaftl. Daunendecke M. 40.—, zwei schalig follet jedes Bett M. 5.— mehr. Stängel Gebt zurück. Bettfedern billig, Satz frei 30.000 Stunden, 1050 Dankf. Bettfabrik  
**Th. Kraneffuss, Kassel 44.**

Bei Bezug von Waren bitte sich auf dieses :: Blatt zu berufen ::

**3000 Zentner Bettfedern**  
verkauft jährlich die erste Bettfedern-Fabrik mit elektr. Betrieb  
**Gustav Lustig**  
Prinzenstrasse 46  
Berlin 180  
Berland gen. Nachm. Versand. Kohlenfrei. Garantie: Rücktausch über Aufsendung auf meine Kosten. Käufertreue Bettfedern Pfd. M. 0.55, 1.—, 1.50. — Prima Halbdaunen M. 1.75 u. 1.90. — Gemischte Gänsefedern M. 2.—. — In weiße Gänse halbdauen M. 2.50, 3.—, 3.50. — Acht dünne Halbdauen (gewöhnlich gelblich) M. 2.55. — Gewöhnliche Matador-Gänsefedern (gewöhnlich gelblich) M. 3.75. — Weiße Daunen M. 5.50. Von den Daunen genügen 3—4 Pfund zum großen Oberbett. — Geöffnete Federn M. 1.50, 2.—, 2.50, 3.50. — Gänsefedern (3. Reihen) M. 0.60 u. Pfund. — Ober-Drucker Gänsefedern mit Samen M. 1.50. Proben u. Preisliste von allen Bettartikeln gratis. **Unübertroffen großes Bett u. Bettfedern-Zweizweiggeschäft.**

# Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265  
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

**An alle Kassenblockverbraucher!**

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

**in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen, sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.**

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

**Wilhelm Greve's**

**Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz**

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mitteländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

**Preis 75 Pfennig**

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

**Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,**

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298. Berlin SW68, Ritterstraße 50 Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298.

**Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.**

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

**Kommentar zum Preussischen Wassergesetz**

bearbeitet von

**Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filshue.**

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.

**Preis in Leinwand gebunden 25 Mark**



**ANZEIGEN**

haben in diesem Blatt die weitest Verbreitung.



**Preussische Weingrosshandlung**

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstraße 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

**Mosel-Weine**

Obermoseler .....	0,90
1909er Remicher .....	1,—
1911er Wormeldinger .....	1,30
1911er Enkircher .....	1,50

**Rhein- und Pfälzer Weine**

1908er Gensinger .....	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg .....	1,30
1912er Niersteiner .....	1,50
1910er Hallgartener .....	1,75

**Rot- und Bordeaux-Weine**

1911er St. Laurent .....	1,—
Fronsac Bordeaux .....	1,10
1911er Cru du Moulin .....	1,30
1909er Saint Seurin .....	1,50
1905er Château Gazin Fronsac .....	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein .....	per Ltr. 1,25
Obermoseler .....	0,95
Edenkobener .....	0,95
Tarragona (rot) portweinähnlich .....	1,75

— In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.